

Vom Banalen ins Absurde

Uraufführung „Der Zementgarten“ im Societaetstheater

Das Ensemble La Vie – das Leben, eine Gruppe junger Schauspieler um René Rothe (Regie) und Paul Voigt (Dramaturgie) hat sich im vergangenen Jahr in Dresden gegründet und bisher mit Inszenierungen zu historischen Stoffen (Mozarts Briefe und „Figaro“) auf sich aufmerksam gemacht. Jetzt feierte es im Societaetstheater sogar eine Uraufführung und widmet sich darin in vergrößerter Besetzung einem zeitgenössischen Thema oder einer düsteren Vision nach einem Roman von Ian McEwan. „Der Zementgarten“ steht als Sinnbild für Grau in Grau, eingemauertes Sein, Kleingartensurrogate und Kindergarten, für die kleinbürgerliche Anti-Idylle einer sechsköpfigen Familie, die scheinbar unweigerlich dem Zerfall zutreibt, während auch die Siedlung oder überhaupt die Welt ringsum verfällt, aufgegeben wird.

Im Vakuum nach dem plötzlichen Tod des Vaters vergeht die Mutter an einer rätselhaften Krankheit, resignierend zwischen den infantilen Spielen und pubertären Kämpfen ihrer Kinder. Benjamin Kneser verkörpert die Eltern und gelegentlich auftauchende Freunde der Kinder, alles was das außen darstellt, die hilflos eigensinnige Hingabe der Mutter bleibt in dämmernder Erinnerung. Tom (Moritz Ross), ihr Jüngster, geht nicht gern zur Schule und möchte vielleicht lieber ein Mädchen sein, Su (Christin Wehner) ist gewissenhaft und ein bisschen altklug, Jack (Philipp Michael Börner) feiert den ersten Erfolg einer Masturbation mehr als seinen 15.



Grausame Zweisamkeit: Christin Wehner (Su) und Philipp Michael Börner (Jack).
Foto: Alexander Golde

Geburtstag und wird von Julie (Sabine Rittel), der Ältesten, die aber noch ein bisschen spröde ist, fortwährend zur Ordnung gerufen, weil sich hängen lässt und in sich zurückzieht. Doch individuelle Impulse bleiben schwach, der vorgegebene Spielrhythmus, das Kreisen um das Schlüsselmotiv des Zement- (eigentlich Beton-) Mischens dominieren gegenüber Ansätzen zur Charakterzeichnung. Austauschbar sind die heraufbeschworenen Erinnerungen ewig gleicher Kindheitsmuster, ebenso schrecklich banal wie die sich auflösenden Rituale des Familienlebens. Dessen Schematismus wird durch allerlei Sprach- und Bewegungsspiele unterstrichen, die freilich mehr künstlich als kunstvoll wirken und doch die Vorgeschichte einer längst gefallen Entscheidung nur illustrieren, ohne sie aus der Enge und Beliebigkeit einer

sich anbahnenden Vorstadttragödie herauszuheben.

Doch nach der Pause geschieht Merkwürdiges. Die Räume, durch akustische Samples definiert und die variable Anordnung eines großen grauen Quaders, der als Küchenbar, Turngerät oder Bett dienen kann, aber vor allem an einen Sarkophag erinnert (aber als solcher viel zu schwer wäre) – die Räume scheinen plötzlich an Bestimmtheit zu gewinnen, die Figurenzeichnung an Schärfe und Individualität. Trotz des gesteigerten Widersinns, der hinter der Entscheidung der Kinder steckt, den Tod der Mutter zu verheimlichen und sie im Keller einzubetonieren, damit sie zusammenbleiben können, keiner von ihnen zwangsadoptiert wird. Was selbstverständlich nur auf den ersten Blick plausibel erscheint, erreicht endlich die Höhe des Absurden und wird

zum vagen Entwurf einer letztmöglichsten Lebensform, die sich der Verlockung einer neuen Tyrannei verweigert. Jetzt erst findet in dem Quartett jeder zu sich selbst und einer zum anderen, und alle zusammen weisen dem Eindringling Derrick, der es nur auf Julie und eine Vaterrolle abgesehen hat die Tür – mit einem Bild unbotmäßiger Geschwisterliebe, in der sich erst Jack und Julie, dann alle vier auf dem grauen Quader vereinen. Diese Lösung ist nicht gerade patentierfähig, aber eine Provokation gegen gesellschaftliche Un-Ordnung ist allemal besser als eine schwammige Metapher.

T. Petzold

© nächste Aufführungen: 11. & 12. Juni